

Klaus Zeyringer (Angers)

## Vor der Literatur steht ein Türhüter ...

### Anmerkungen zur Kanonproblematik und zu einer „offenen“ Literaturwissenschaft

zu nutz und frommen

jo brauch ma dn de germanistn?

jo de brauch ma, du suamm.

waun de ned umgromm und umgromm

und umgromm duan

daun is füü, wos ma gschriamm ham, fiar olle

zeit gschduamm

(ernst jandl: stanzen)

#### 1. „Gipfelgermanistik“? — Kanonreflexion!

In der literaturwissenschaftlichen Sparte der „internationalen Germanistik“ haben sich in den letzten zwei, drei Jahrzehnten die Interessen und Akzente verschoben. Es wurde u. a. das Augenmerk immer mehr auf die „Gegenwartsliteratur“ gelegt, die lange Zeit — vorgeblich wegen der „zu geringen Distanz“ — kaum wissenschaftliche Beachtung finden durfte.<sup>1</sup> Zahlreiche Publikationen und Tagungen bestätigen diesen Befund, ein Blick in bibliographische Periodika, etwa die *Germanistik*, stützt ihn — und verdeutlicht außerdem, daß hier (auch) an einem Kanon mitgeschrieben wird, der im Vergleich zur Fülle und Vielfalt literarischer Texte recht eng scheint. Wohl wurde ab den siebziger Jahren verstärkt mit verschiedenen „Textsorten“ gearbeitet, wurden Trivilliteratur („genres mineurs“, die so manchem Traditionalisten die heiligen Gipfel zu unterminieren schienen), Analysen der Betriebsamkeit des Literaturbetriebes, seiner Beziehungen zu den Medien etc. in die literaturwissenschaftliche Betrachtung einbezogen. Eine Art „Gipfelgermanistik“ jedoch, die von den Höhen ihrer Lehrstühle, von Autoritäts- und Machtpositionen aus verkündet, was als bemerkenswerte Literatur zu gelten habe und also zum beherrschenden „Gegenstand des Interesses“ werden müsse, redet zwar selten, aber hie und da noch einer „Höhenkammliteratur“ das Wort, ohne durch präzise Kanonreflexion die so genannten Höhen relativieren zu wollen. Dieser Eindruck kann bei der Lektüre germanistischer Studien und Kritiken, in Diskussionen mit Kolleginnen und Kollegen entstehen (auch in Ungarn, so wurde mir von mehreren Seiten versichert, wirke zum

Teil eine derartige „Gipfelgermanistik“ — die Gründe dafür wären an anderer Stelle zu analysieren).

Die entsprechenden Kanons und ihre Wirksamkeit sind empirisch nachgewiesen worden. Eine Studie zum akademischen Literaturbegriff in Österreich (1945 bis 1980) hat Beatrix Müller-Kampel vorgelegt;<sup>2</sup> eine genaue Untersuchung zum Kanon an Germanistischen Instituten in Deutschland (West) stammt von Jürgen Hein.<sup>3</sup> Er konstatiert keinen „Verlust“ der Klassiker, eine „angemessene Vertretung“ der literarischen Moderne und der zeitgenössischen Literatur (warum diese „Vertretung“ denn „angemessen“ sei, sagt Hein nicht — läßt also seinen Maßstab im Dunkeln), jedenfalls aber „keine durchgreifende Veränderung des Kanons“. Vor allem moniert Hein, „daß man sich in nicht wenigen Instituten so gut wie keine Gedanken über den Kanon macht“, und erklärt dezidiert:

Germanisten sollten sich einer ihrer vornehmlichen Aufgaben, die Arbeit am Kanon voranzutreiben, nicht entziehen. Es wäre auch ein Stück Arbeit am Selbstverständnis und an der Legitimation des Faches.<sup>4</sup>

Diese Forderung ist plausibel und legitim: Eine Literaturwissenschaft, die sich als Wissenschaft versteht und den „Gegenstand“ ihres Interesses aus den vielfältigen Blickwinkeln ihrer Methoden, Schulen, Ansätze genau betrachten und untersuchen will, wird nicht gut gerade die Voraussetzungen ihres Tuns (also den zugrundegelegten Textkorpus, seine „Herkunft“, seine Zusammensetzung und die dafür ausschlaggebenden Gründe) unbeachtet und unkommentiert lassen können.

Hein ist nicht der einzige, der darauf hinweist, daß eine prinzipielle Kanondiskussion angebracht wäre, jedoch noch viel zu selten stattfindet. Vor allem in theoretischen und didaktischen Diskussionen des Faches „Deutsch als Fremdsprache“ (= DaF; in diesem Rahmen muß die Lehrtätigkeit der Germanistik in Ungarn gesehen werden) ist die Forderung nach Kanonreflexion oft geäußert worden.<sup>5</sup> Wo eine etablierte Fremdsprachen- und Fremdliteraturphilologie besteht — beobachtet Dietrich Krusche —, liege „die Neigung nahe, die gesamtgeschichtlichen Bedingungen der Entstehung und Rezeption von Literatur unbeachtet zu lassen oder, wenn möglich, abzuschatten“.<sup>6</sup> Als oberstes Auswahlkriterium sei, so ein Konsens der DaF-Didaktik, nicht eine substituierte zeitlose Gültigkeit anzunehmen; die Textauswahl müsse immer wieder kritisiert, korrigiert und variiert werden.

Meine Untersuchungen im Rahmen der französischen Germanistik<sup>7</sup> haben gezeigt, daß sich der enge Literatur- und Lektürekanon nur unwesentlich von Gewichtungen im deutschen Sprachraum (insbesondere in West-Deutschland) und in den USA unterscheidet. In den französischen Programmen ist ein „erweiterter Literaturbegriff“ kaum erkennbar. Diese Praxis läßt sich aber mit den gemeinhin anerkannten Zielsetzungen des interkulturellen Faches „Deutsch als Fremdsprache“ (vgl. A. Wierlacher u. a.) nicht vereinbaren — ebenso-

wenig wie die deutliche und grobe Vernachlässigung komischer Texte. So kann das Ziel des Faches, nämlich Kulturspezialisten und „interpreters of culture“ auszubilden, bestenfalls zu einem Teil erreicht werden, da es beim Bild einer ausschließlich ernsten Gesellschaft bleibt, indem man Komisches unter den Teppich des „Ewig-Schönen“ kehrt und Kultur als Sache erhabener Gipfelleistungen lehrt. Eine Germanistik, „die sich dieser kritischen Zone der überall aufbrechenden Wert- und Sinnkonflikte nähert, scheint an vielen Departements [...] immer noch unerwünscht“, beobachten Großklaus und Wierlacher in der „internationalen Germanistik“ und benennen einen Grund: „es soll einer Minderheit das unbedrohliche, das ästhetische und philosophische, das schöne Deutschland vorgeführt werden“.<sup>8</sup> Gerade Humor, Komik, Witz einer fremd(sprachig)en Gesellschaft und Kultur sind aber meist schwer verständlich, beziehen sie sich doch auf Normen und Regeln (auf „Kulturreme“) dieser anderen Gesellschaft. Ausgebildete Kulturvermittler müßten also damit „umgehen“ können. Nur: Komik ist eben in jener „Zone der aufbrechenden Wert- und Sinnkonflikte“ angesiedelt, ist sie doch nach einem Wort von Helmuth Plessner „Kollision mit einer Norm“.

## 2. Literaturkanon

Ein Literaturkanon<sup>9</sup> ist eine fiktive (Rang-)Liste von Autorinnen und Autoren, von Werken, von Namen und Texten, also eine Auswahl der als bedeutend und gut angesehenen, „wesentlich, normsetzend, zeitüberdauernd, d. h. ‚klassisch‘ erachteten künstlerischen Werke, deren Kenntnis für eine bestimmte Bildungsstufe vorausgesetzt wird“.<sup>10</sup> Ein Kanon ist eine Reihe der Bekanntheit und der (Be-)Deutung. Diese Reihe erscheint uns zu einem Teil als konkrete Liste, über deren Zusammensetzung weitgehend Konsens herrscht (**Kanonkern** oder **Kernkanon**), zum Teil als eher nebuloses, häufig seine Gestalt und seinen Inhalt wechselndes Gebilde, über dessen scheinbare oder gewünschte Form wir uns gerne streiten (**Kanonrand** oder **Randkanon**). Gemeint ist weiters eine gängige und mehr oder weniger deutlich propagierte Art, diese Texte zu verstehen und zu interpretieren, also ein **Deutungskanon**.

Kanon kann mit Identitätsbildung zusammenhängen; innerhalb bekannter und anerkannter Koordinaten kann die Sicherheit einer (nicht nur) literarischen Heimat gesucht und hergestellt werden; der Wunsch, diese „Heimat“ genau abzustecken und zu verteidigen, ist nicht verwunderlich. Kanon ist Tradition, ist Normativität, ist „Dogmatismus, Drohung mit Sanktionen für Tabuverletzungen, — kurz: *bildungstheoretischer Maximalismus*“.<sup>11</sup> Es handelt sich weder um objektive noch ihre subjektive Selektion bekennde Urteile, sondern um historische Variablen literarischer Wertungen, „die jeweils durch einen wie immer zustande gekommenen Konsens meinungsbildender Gruppen des literarischen Lebens abgesichert sind“.<sup>12</sup>

### 3. „Gegenstand des Interesses“

Eine am Kanon mitschreibende Literaturwissenschaft vehikuliert einen bestimmten Literaturbegriff und baut (lange Zeit ausschließlich) auf dem Konzept des „Kunstwerks“ auf. Der germanistische Bestseller von Wolfgang Kayser etwa, laut Untertitel „Eine Einführung in die Literaturwissenschaft“, trägt das Konzept im Titel: „Das sprachliche Kunstwerk“.<sup>13</sup> Und damit beginnen die Probleme ...

Auf den ersten Seiten setzt Kayser prinzipiell, gewissermaßen prophylaktisch, Autorität als Maßstab: „[...] nur wer ein Werk **richtig** lesen kann, wird den weiteren Anforderungen genügen, die mit der Wissenschaft von der Dichtung gestellt werden“.<sup>14</sup> Der Maßstab des Professors wird zum Prügel (Georg Hensel, abgewandelt). Denn: Was ist „richtig“? Das erklärt Kayser in der Folge als Voraus-Setzung. Jedoch schon beim „Gegenstand der Literaturwissenschaft“, den der 2. Teil der Einführung in die Einführung zu definieren verspricht, stößt das Unternehmen auf eine Schwierigkeit, die Kayser nicht eindeutig benennt und mit einer Banalität umgeht: „Aber was heißt Literatur? Dem Wortsinn nach umfaßt sie alles Sprachliche, das durch Schrift fixiert ist.“ Auf solch weit gesteckter Allerweltsformel lassen sich noch keine heiligen Hallen bauen; Kayser schränkt also ein: „Wenn diese [= die Literaturwissenschaft] überhaupt eigene Gegenstände hat und nicht nur durch eine besondere, einheitliche Blickrichtung konstituiert wird, so müssen sie eine engere Gruppe innerhalb der ‘Literatur’ bilden“. Und nun beschreibt Kayser ein grundlegendes Phänomen, eine arbiträre Festlegung in einem Konsens sowie einen historischen Wandel: „Das 18. Jahrhundert zog eine klare Grenze um einen solchen Bezirk, den sie [sic!] ‘Poesie’ nannte: die Grenze bildete der Vers [...]. Aber im 18. Jahrhundert häuften sich nun auch die Zweifel, ob der Vers wirklich ein solches Kriterium darstelle“.<sup>15</sup> Deutlich wird hier auf die Verbindung Kriterien — historischer Wandel hingewiesen. Und wo Kayser unklar und schlampig formuliert, liegt ein weiterer wichtiger Punkt: Nicht das 18. Jahrhundert „zog eine klare Grenze“ (Kaysers Unsicherheit tritt auch im folgenden „sie“ — wer und/oder was? — hervor), sondern es waren Menschen des 18. Jahrhunderts in bestimmten Funktionen, als Pförtner (Gatekeeper) und Meinungsbildner; Kayser ist nicht der erste, der sie hinter dem Vorhang der Zeit verschwinden läßt. Schließlich definiert Kayser zwei Kriterien für „Literatur im engeren Sinne“: „Das besondere Vermögen solcher literarischen Sprache, eine Gegenständlichkeit eigener Art hervorzurufen, und der Gefügecharakter der Sprache, durch den alles in dem Werk hervorgerufene zu einer Einheit wird“.<sup>16</sup> Den so umzäunten Bezirk nennt Kayser „Schöne Literatur“. In einem Zirkelschluß wird hier eine Grenze gezogen: Die „schöne“ Literatur ist so wie jene, deren Funktionen, Mechanismen, Bedeutungen usw. in dem Buch „Das sprachliche Kunstwerk“ beschrieben und analysiert werden, folglich ist jede derartige Literatur „schön“.

Mehr bietet Kayser nicht als Definition des Titels „Das sprachliche Kunstwerk“ — und er steht hier stellvertretend für zahlreiche ähnlich verfahrenende Arbeiten. Wer also „richtig“ lesen will, muß zunächst und vor allem der richtigen Autorität folgen, die mitteilt, was wie zu lesen ist, also implizit einen unreflektierten Literaturkanon und einen entsprechenden Deutungskanon vorlegt. Behutsam, aber bestimmt führt die hohe Pforte der Autorität in heilige Hallen ...

Zu denken gibt, daß die so vorgenommenen Einschränkungen eine deutliche Begrenzung der literarischen Vielfalt bewirken, sie nicht logisch begründen, aber in der Praxis absegnen können. Die Leerformeln der Einführung in die Einführung werden zirkel-schlüssig und implizit mit unbekanntem Konventionen gefüllt, die dazu führen, daß ein Teil der Literatur ausgeschlossen oder geringgeschätzt wird: Das Stichwort „Komik“ kommt in Kaysers Sachregister nicht vor; Komödie und Lustspiel werden an letzter Stelle besprochen, auf 6 Seiten, während z. B. „Der Vers“ (siehe oben: 18. Jhd.!) auf 18 Seiten abgehandelt wird; von 66 Literaturangaben zum Drama beziehen sich nur 5 explizit auf die Komödie, jedoch 20 (also viermal so viele) auf die Tragödie. Allerdings: Diese Gewichtung stammt nicht von Kayser, sondern spiegelt die Vernachlässigung und Aussperrung des Komischen (spätestens) seit Gottsched wider. Die Vertreibung des Hanswurst war (auch) eine Vertreibung des volkstümlichen Momentes komischer Literatur, der dionysisch-orgiastischen Tradition, der Körperlichkeit.

Im 19. Jahrhundert sticht der Einfluß der Literaturphilologie, insbesondere der Literaturgeschichten auf die Geschmacksbildung besonders ins Auge — Peter Uwe Hohendahl u. a. haben dies in mehreren Arbeiten belegt und betont. Literatur wurde, von der Aufklärung her, als (im 19. Jahrhundert vor allem nationales) Erziehungsprogramm verstanden — und dem konnte etwa komische Literatur nur abträglich sein: Die „Poesie“ war erhöht, die Komik mit „Niedrigem“ gleichgesetzt worden, wobei u. a. auf die „Autorität“ Aristoteles verwiesen wurde, der zwar in der „Poetik“ die Gleichsetzung des Komischen mit „Niedrigem“ in älteren Komödien beschrieben, nicht aber als immanentes Gesetz fixiert hatte.<sup>17</sup>

Mit dieser Voraus-Setzung konnte komische Literatur allerhöchstens in einer entsprechend „poetisch erhöhten“, also vom Dionysisch-Orgiastischen möglichst weit entfernten Form die angestrebte deutsche National-Literatur fördern, die laut August Koberstein (1827) ihrem inneren Wesen nach ein eigentümlich deutsches Gepräge an sich tragen müsse.<sup>18</sup> Diese Konzeption, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelt und verbreitet wurde, antizipierte bereits im Kulturellen die Vorstellung einer politischen Einheit der Nation: „Die Grundlage des Selektionsprozesses wurde, grob gesagt, eine nationalmoralische“.<sup>19</sup> Um 1840 trat das „Ewig-Schöne“ seinen Siegeszug an. Eine Schlüsselstellung innerhalb der bürgerlichen „Institution“ Literatur kam dabei von Gervinus bis Scherer den Literaturgeschichten zu; in ihnen wurde

ein bürgerlich-idealistischer Kanon herausgebildet und festgeschrieben — und ist zum Teil bis heute wirksam geblieben. Die Literaturgeschichte wurde in Deutschland „in den Dienst des Zweiten Reiches genommen“, sie wurde „in letzter Instanz eine Legitimationswissenschaft“.<sup>20</sup>

„Nach all dem, was deutsche Germanisten verschiedentlich als ‘dichterisch wertvoll’ erklärt und als das eigentliche Wesen der Dichtung ausgegeben haben, kann ich die Rede vom dichterisch Wertvollen nur mit äußerster Skepsis aufnehmen“, schreibt Karl Otto Conrady 1983 und zitiert als bezeichnendes Beispiel einen der berühmtesten und einflußreichsten Vertreter des Faches.<sup>21</sup> Benno von Wiese erklärte 1931 in seinem Buch „Politische Dichtung Deutschlands“, daß „große Dichtung“ stets ein „Sein“ enthalte, das in ihr „deutend und gedeutet zu Worte kommt“ (hier gehört er also zu der Gruppe der „Sein“-Rauner, während Kayser, siehe oben, die „Wesen“-Schule vertritt). Aber: „was diese von ‘Tendenz’ von der politischen Dichtung unterscheidet, ist, daß dieses Sein nicht *bewußt* aus einem Ganzen herausgegriffen wird, daß dieses im Kunstwerk erscheinende Sein nicht Produkt einer *bestimmten* Absicht ist.“<sup>22</sup> Auch hier wird „das Kunstwerk“ nicht genau definiert, aber es werden jedenfalls gewisse Gattungen und Textsorten ausgeschlossen, etwa jede Art komischer Literatur, die immer eine „bestimmte“, vordergründige „Absicht“ hat (da her wird sie ja definiert): das Lachen.

Benno von Wiese verwendet eine Reihe verwaschener Ausdrücke („gestaltete Konkretheit“, „Ganzheit des Seins“...), also Leerformeln. Wie sie nach 1931, ab 1933 aufgefüllt wurden, ist bekannt: Derselbe Autor bestimmte 1934 „die nationale Substanz“ als den prägenden Ursprung, aus dem allein Dichtung zu Dichtung werde: „Dichtung aber ist dort am reinsten und eigentlichsten, wo sie unmittelbarer Ausdruck solcher Entfaltung des völkischen Organismus ist“.<sup>23</sup> Die Definitionen werden im völkischen Seins-Brünnlein verwaschen — und: die „nationale Substanz“ ist, nebenbei gesagt, naturgemäß ernst.

Jener Benno von Wiese schien nach 1945 seine Äußerungen der dreißiger Jahre einfach vergessen zu haben — er war beileibe nicht der einzige. Daß besonders in Österreich das Vergessen leichtfiel, zeigt der unglaubliche, aber von Helga Strallhofer-Mitterbauer genau belegte Fall des Josef Nadler: Der ihm unter den Nazis, vermutlich 1941 zugesprochene Mozart-Preis wurde in unverfrorener Kontinuität am 13. Dezember 1952 im Festsaal der Innsbrucker Universität überreicht. Genauer: Im Österreich der 2. Republik, die vorgab, erstes Opfer von Nazideutschland gewesen zu sein, vollzog die Universität Innsbruck einen Beschluß einer Nazijury („die aus zwei Vertretern der jeweiligen Universität, zwei von der Reichsschrifttumskammer benannten Vertrauensleuten des Stifters und einem Vertreter der Reichsschrifttumskammer zusammengesetzt war“) und zeichnete den Nazi Josef Nadler aus, der zumindest 1935 bis 1937 selbst Mitglied und zeitweilig auch Vorsitzender der Jury gewesen war. Am 3. Juni 1938 hatte übrigens Franz Nabl diesen NS-

Preis erhalten, jener Franz Nabl, nach dem heute das Literaturinstitut der Steiermark benannt ist.<sup>24</sup> Zeiten gehen, so manche Autoritäten können sich's richten und bleiben.

Benno von Wiese seinerseits meinte 1973, daß Dichtung einen Wertbegriff impliziere, der sich nicht einfach auslöschen lasse. Auslöschen nicht, aber verändern — und ein Beispiel dafür ist Herr von Wiese selbst. Er führt nämlich weiter aus:

Damit ist nicht die definitive Anerkennung einer klassischen Norm gemeint, die ja auch eine geschichtliche Gestalt im Prozeß der Literatur gewesen ist. Dennoch enthält die Tautologie „Dichtung ist Dichtung“ zugleich das verborgene Wissen um jeweils verschiedene Stufen der sprachlichen Ver-Dichtung und der ihnen angemessenen Formsprache.<sup>25</sup>

Diese Tautologie „Dichtung ist Dichtung“ ist ebenso anmaßend wie hilflos, kommentiert Conrady — und er hat recht: Bei einer derartigen Tautologie kann jeder am hermeneutischen Bäumchen schütteln und deuteln, wie es ihm gefällt; und wenn der Tautologe eine Machtposition innehat, muß wohl seine Deutelei anderen auch gefallen.

Einen ganz anderen Ansatz bietet eine Sozialgeschichte der Literatur, die von einem „handlungs- und systemorientierten Verständnis der Literatur“ ausgehen kann, wobei sich gegenüber dem traditionellen literaturwissenschaftlichen Zugang erhebliche Abweichungen ergeben. Für eine Münchner Forschergruppe z. B., die 1988 eine theoretische Grundlegung für eine Sozialgeschichte der Literatur vorgelegt hat,

erscheint die „Differenzqualität“ der literarischen Sinnverständigung [...] vor allem als Resultat einer sozio-historisch variablen Zuschreibung für besondere Funktionen literarischer Kommunikation, die durch vielfältige Sozialisationsformen, Forderungen und Kontrollen weithin gesichert, wenn auch nicht determiniert werden.<sup>26</sup>

Diese Definition besticht zwar auch nicht durch Klarheit, ist aber eine deutliche Absage an Kaysers Ansatz, an Hermeneutiker Staigerscher Prägung und Tautologen Wiesescher Manier. Die besonderen „Leistungen“ der Literatur, stellen die Münchner Forscher klar, **„können somit nicht aus dem ‘Wesen des Dichterischen’ oder aus überzeitlich gültigen Erscheinungsformen des ‘Kunstwerks’ erklärt werden“**.<sup>27</sup> Dies scheint mir eine Basis einer Literaturwissenschaft, die sich als Wissenschaft versteht, zu sein. Trotz dieser und anderer theoretischer Absicherungen ist aber — das darf nicht übersehen werden — der sozialgeschichtliche Ansatz, der großangelegten Literaturgeschichten der letzten Dekade euphorische Impulse gab, von diesen allmählich unter der Hand aufgegeben worden, ehe die davon zu erwartenden Ergebnisse auch eingebracht werden konnten.

#### 4. Höhe der Lehrstühle und Mühe der Ebene

Die hier angeführten Beispiele verdeutlichen die Geschichtlichkeit von Aussagen, den historischen Wandel von Anschauungen, Definitionen, Interpretationsmustern, also von Konventionen und Machtpositionen. Die von Kayser so genannte „einheitliche Blickrichtung“ der Literaturwissenschaft ist bedingt durch eine Reihe von Intentionen, Einflüssen, historischen Gegebenheiten und Voraus-Setzungen. „Klassifikationen von Literatur sind [...] von der 'subjektiven' Perspektive des Literaturwissenschaftlers abhängig, der sie erstellt, und von seiner Wahl von Paradigmen oder Ausgangsbeispielen“.<sup>28</sup> Meinungsbildner und Gatekeeper stellen von ihrer Autoritätsposition herunter Formeln in den germanistischen Raum und stützen sie mit dem Selbstverständnis ihrer Autorität. Sie sind bei genauem Hinschauen gerade selbst Gegenbeispiele ihrer eigenen Leerformel-Theorien von den „ewigen Werten“. Ändern sich „die Zeiten“, bleiben aber die Autoritätspersonen, so wird das Selbst-Verständnis (und das Literaturverständnis) stillschweigend und selbstverständlich geändert. Benno von Wiese und andere berühmte Germanisten wie etwa Gerhard Fricke und Fritz Martini suspendierten nach 1945 einfach die früheren, kategorisch geäußerten Urteile und schrieben anders über das zuvor Ausgeschlossene. Nirgends aber haben sie „erörtert, wie es zum Wandel ihrer einst mit prinzipieller Entschiedenheit vorgebrachten Anschauungen gekommen ist“.<sup>29</sup>

Alois Prinz vertritt die Meinung, daß die Objekte des eigenen Forschens, also die „Kunstwerke“, von Literaturwissenschaftlern gemeinhin als das „schlechthin Andere, das sich jedem Erklärungsversuch entzieht“, definiert werden, „um die Legitimation und den Sonderstatus der eigenen Wissenschaft zu begründen“. Dieses Andere werde dann zu einer Denk- und Wahrnehmungsform stilisiert, „die als Ausgleich zu einem verbreiteten Rationalismus lebenswichtig sei, und schon hat man sich in eine unangreifbare Position gebracht“.<sup>30</sup> Gegen diese problematische Autoritätsposition, die — wie z. B. Klaus Laermann gezeigt hat — mit der Sprache der „Neuen Unverständlichkeit“ gefestigt wird, gegen die Höhe der Lehrstühle, sind m. E. gewissermaßen die Mühen der Ebene zu stellen, also eine „offene Literaturwissenschaft“, die u. a. auf Kanonreflexion und dem ständig präsenten Wissen beruht, daß Aussagen über den „Gegenstand des Interesses“ auf historisch wandelbaren Konventionen basieren.

#### 5. Grobes Schema der Beziehungen

Der Kanon entwickelt sich durch die und in den verschiedenen Instanzen des sog. Literaturbetriebes, die wiederum u. a. von gesellschaftlichen Entwicklungen abhängen. Am Kanon (genauer: den Kanons) werden ständig Veränderungen vorgenommen, wird immer weitergebaut.

Verlage wählen mit ihren von Umwelt, Erfahrung, Erwartung, Geschmack, Intentionen ... beeinflussten Kriterien Texte aus und bringen sie auf den Markt, wo sie öffentlich rezipiert und von der Kritik eingeordnet werden (auch Schweigen ist eine Art der Rezeption und Einordnung), wobei die Kriterien ebenfalls von Umwelt, Erfahrung, Erwartung, Geschmack, Intentionen ... abhängen. Die dermaßen wahrgenommenen Werke und ihre Autoren/Autorinnen sind Teile des Literaturbetriebes, werden von der Literaturwissenschaft betrachtet und auch wieder eingeordnet, wobei auf einen bestehenden Kanon Bezug genommen wird. Die Literaturwissenschaft, die eine (wandelbare) Position im Literaturbetrieb einnimmt, beeinflusst ihrerseits dessen Instanzen (z. B. in der Ausbildung — wie viele Verleger, Lektoren, Kritiker haben Germanistik studiert!), etwa die Kritik, die sich ebenfalls auf diesen Kanon stützt, ihre Urteile so im Vergleich mit Vor-Urteilen abstützt, was insgesamt wieder die Verlage in ihrer Auswahl beeinflusst ...

## 6. Kanonfragen sind (auch) Machtfragen

Im Kanon steckt immer auch ein Autoritätsanspruch, steckt hierarchisches Denken, das Literatur und Literaturwissenschaft in einem Prinzip der kommunizierenden Gefäße verbindet: Was selbst erhebt, wird hochgehoben (und umgekehrt). Benanntes und Abgeteiltes läßt sich leichter beherrschen; wo bezeichnet, verglichen, beurteilt wurde, da sind Aussagen möglich, die Allgemeingültigkeit beanspruchen können. Es beunruhigt, wenn keine Wertung vorgenommen, keine Ordnungsentscheidung getroffen wird und damit keine als objektiv angesehene Basis des Denkens und Redens über Kunst (Literatur) a priori und ungeprüft übernommen werden kann. Aus der unübersichtlichen Vielfalt möchte man gerne eine, wenn möglich schön strukturierte, Hierarchie wachsen sehen, die ein Koordinatensystem der Be-Deutungen bereitstellt, in dem man sich auszukennen vorgeben kann. Da läßt es sich darüber reden, ob Stifter über Keller zu stellen ist — aber Felder kommt eben nicht vor. Da scheint der Blick nicht durch eine unüberschaubare Vielfalt verstellt. Freilich, auch aus einer anderen Perspektive ist zu bedenken: (Laute) Vielfalt ist noch keine Garantie gegen (stille) Einfachheit.

Ordnung ermöglicht Überblick; im Überblick aber wird vieles übersehen. Vor der Literatur steht ein Türhüter. Zu diesem Türhüter kommt ein Text und bittet um Eintritt in die Literatur. Aber der Türhüter sagt, daß er ihm jetzt den Eintritt nicht gewähren könne ... Merke aber: Ich bin mächtig. Und ich bin nur der unterste Türhüter ...

Wer (was) ausgeschlossen wird, bleibt draußen, wird vergessen. Gründe für einen Ausschluß aus dem Kanon lassen sich oft benennen; vielfach sind sie nicht nur im Text selbst zu finden (dies wollen gerade die Vertreter der „Gipfelliteratur“ glauben lassen), sondern in einer Reihe von außertextualen, außerliterarischen Abhängigkeiten und Beziehungen, Einflüssen und Ent-

wicklungen, wie dies etwa die Beispiele Johann Pezzl<sup>31</sup> und Franz Michael Felder<sup>32</sup> zeigen.

Die Auswahlmechanismen bleiben besser im Dunkeln, wenn die Vorstellung von dem *a priori* Guten und Schönen bestehen soll. Ist das nicht der Fall, müssen wir beachten und betrachten, wo und wie Auswahlentscheidungen getroffen werden, welche Instanzen wie am Rad des Literaturbetriebes drehen und zu Voraus-Setzungen unserer Anschauungen von Literatur und unserer Sicherheiten über Literatur werden: die Verlage und ihre Lektorate, die Kritik in den Massenmedien, die Schulen, Schulbücher und Lehrpläne, die Universitäten und die Literaturwissenschaft selbst, die Vorlesungen, Lesungen, Tagungen und Literaturgeschichten, die Anthologien und Literaturzeitschriften, die Jurys und Preise, die literarischen Gesellschaften und Schriftstellervereinigungen, der Theaterbetrieb und die Bibliotheken, die Buchgemeinschaften und der Buchmarkt ... Die Entwicklung aller dieser Instanzen beeinflusst auch die Entwicklung des Kanons (der Kanons). Freilich ist, um nicht falsch verstanden zu werden, der sog. Literaturbetrieb nicht eine einzige Mafia und kein durchorganisiertes System. Er besteht, beobachtet Hans-Jürgen Heise, „aus vielen Lobbies, die einander nicht selten bekämpfen, neutralisieren und ablösen, ohne daß [...] hierdurch die künstlerische Szene frei und offen würde“.<sup>33</sup>

## 7. Für eine „offene Literaturwissenschaft“

Das Konzept einer „Gipfelliteratur“ ist das einer geheiligten Literatur, übersieht jedoch wesentliche Zusammenhänge, grundlegende Produktions- und Rezeptionsbedingungen. Das Bild der „ewigen Gipfel“ blendet aus, daß der historische Blick und der historische Diskurs „Resultat strikt gegenwärtiger Determinations- und Interessenslagen“<sup>34</sup> sind. Als Germanisten dürfen wir nicht darauf bauen, daß sich „Gutes und Schönes, Erhabenes und Großes“ jedenfalls durchsetze, Literaturwissenschaft kann nicht auf einem unendlichen Vertrauen in alle Auswahlentscheidungen basieren — als Literaturwissenschaftler arbeiten wir in der Regel mit Texten, die schon mindestens zwei von mächtigen Türhütern bewachte kleine Tore zur Literatur passieren mußten: Nach vorsichtigen Schätzungen wird 1-5% der an Verlage gesandten (möglichen) literarischen Texte publiziert; von den veröffentlichten Texten wird wiederum nur ein geringer Prozentsatz, etwa von der Kritik, wahrgenommen. Außerdem wissen wir ja genau (siehe oben, Abschnitt 3), daß alle früheren Auswahlentscheidungen eben das Resultat früherer „Determinations- und Interessenslagen“ waren.

Es gehört ein großes Selbstvertrauen, eine Art Legitimismus dazu, **unreflektiert** im Rahmen eines bestehenden Kanons zu arbeiten und darauf seine Autorität zu bauen. Wenn von gewichtigen Betreibern des Literaturbetriebes z. B. erklärt wird, daß sich die „großen“ Werke immer „durchsetzen“, so

wird implizit einer ahistorischen Betrachtungsweise das Wort geredet und der Eindruck vermittelt, daß Werke allein etwas bewirken könnten, ihnen irgendein ewiges, wertvolles *Movens* innewohne. Es wird also übersehen und verdeckt, daß es da Motoren gibt und Machtpositionen, also Meinungsbildner und Türhüter.

Wenn eben von solchen Motoren und Machtpositionen ein Kanon herausgebildet und/oder beeinflußt wird, dann ist er von Literaturwissenschaftlern nicht einfach hinzunehmen, sondern zu beleuchten. Es wäre etwa zu fragen: Wie kann der Autor X, die Autorin Y als „*qualité négligeable*“ abgetan werden, wenn deren Werke nicht gelesen wurden, weil sie nicht durch den Filter des Literaturbetriebes gingen? Warum und inwiefern sollte Handke „besser“ sein als Marie-Thérese Kerschbaumer? Dies läßt sich, so vermute ich, kaum anders als mit einem Geschmacksurteil oder mit Leerformeln beantworten. Wohl aber können Gründe für die auffallende Präsenz Handkes und die geringe Beachtung Kerschbauers angeführt werden. Und dies, eben Kanonreflexion, ist eine Aufgabe der Germanistik.

Unsinnig ist es, von einer verkündeten Höhe des Gegenstandes auf die Höhe des Betrachters und einen entsprechenden Erkenntnisgewinn zu schließen. Über die „schlechte Autorin A“ sei eben kein guter Vortrag möglich, wurde kürzlich auf einer Tagung geurteilt; es lohne sich nicht, über den wenig bedeutenden Autor B zu forschen, war anderswo zu hören. Und vor zwei Jahren sagte Martin Esslin mit der ganzen Autorität seines „Absurden Theaters“ bei einem Symposium: „Mayröcker schreibt schlecht“ — er konnte nicht erklären, warum. Ihm wurde entgegengehalten: „Mayröcker ist = schreibt gut“. Esslin winkte ab und verwies auf Erfahrungen seiner Machtposition. Er habe als Hörspielleiter der BBC — und indem er dies ins Treffen führte, wollte er, daß man sich vor seiner Stellung verbeuge, sich ihr beuge — tausend Manuskripte zu beurteilen gehabt: und nun wisse er eben, was „gut“ ist. Esslin ist nicht der einzige, der so zirkel-schlüssig argumentiert.

„Wer in der Literaturgeschichte nur sichere Werte feiert, der brauchte sich seine bürgerliche Sicherheit nicht zum Vorwurf zu machen“, gibt Adolf Muschg zu bedenken und fügt hinzu: „Die bösen Zungen real existierender Dichter berührten ihm dann so wenig wie ihre Not“.<sup>35</sup> Es kann und soll nicht darum gehen, sich durch ein so postuliertes Erhabenes selbst zu erheben („der ewige Goethe zieht mich hinan“). Es geht vielmehr um Erkenntnis(gewinn) — und dieser ist durchaus auch durch Studien über „gescheiterte“ Autoren möglich; das hat sehr eindrucksvoll z. B. Johann Sonnleitner mit seinem Buch über den völkischen Bestsellerautor Robert Hohlbaum bewiesen.<sup>36</sup> Den Autoritätspersonen des Faches, die „pro domo“ arbeiten, wirft Klaus Laermann vor, daß ihre Studien sich nicht „den Anflug eines Zweifels“ durchgehen ließen. „Offene Fragen zu benennen, erschiene ihnen unmöglich [...]. Ihnen geht es weniger um eine zusammenhängende Darstellung von Begriffen oder Schlußfolgerungen als vielmehr um eine unabsehbare Reihung von Urteilen“.

Dies entstehe aus einer starken „Bindungspflicht“ des literaturwissenschaftlichen Autors an seinen Text, einem „entschlossenen Engagement für dessen Richtigkeit“ sowie einem großen Maß an „Eigenüberzeugung“. Gerade kryptische Redeweisen seien eine Erfolgsgrundlage der „neuen Unverständlichen“: Unklare Texte „zeichnen sich dadurch aus [...], daß sie (durch die Häufung von Urteilen und den Wegfall von Begründungen) einen erheblichen Überzeugungsüberschuß aufweisen. Ihre starke Emotionalisierung steigert sich zuweilen zum hohen Ton einer Offenbarung“.<sup>37</sup> Eine Literaturwissenschaft, die ernst genommen werden will und auf Erkenntnis aus ist (und nicht in erster Linie auf Autorität), muß darauf achten, fundiert — also auch in Argumentationsweisen, Analysen und Urteilen begründet — **und** (vereinfacht gesagt: einem „informierten Publikum“) verständlich zu sein.

Wie soll nun die Literaturwissenschaft an diese Fragen herangehen? Zunächst indem sie daran herangeht! Die Germanistik sollte nicht mit der Beweihräucherung und dem Weiterschreiben eines überkommenen Kanons „quasi religiöse Wirklichkeitsdeutung, ein weihevolleres Ersatzleben“<sup>38</sup> sein. Es muß vielmehr als eine unbedingte Aufgabe der Literaturwissenschaft gefordert werden, daß sie als Grundvoraussetzung ihres Tuns ihre Auswahlprinzipien sichtbar macht und erklärt, daß sie also ihr „Material“ nicht als ein vom Kulturhimmel gefallenes oder nebulos in den Literaturhimmel aufgefahrenes betrachtet, es damit in einer Gloriole der Unantastbarkeit vorführt und sich letztlich selbst mit dem Reflex dieser Gloriole umhüllt, auf uneinnehmbare Machtpositionen zurückzieht. Von der Höhe der Lehrstühle soll nicht auf die Objektivität der Perspektive geschlossen werden.

William Johnston forderte 1982 einen „offenen Kanon“ für die österreichische Literatur;<sup>39</sup> Walter Weiss plädierte 1983 für eine „offene Literaturgeschichte“.<sup>40</sup> Ich trete für eine „offene Literaturwissenschaft“ ein. „Offen“ bedeutet zunächst eine historisch bewußte Offenheit als Grundhaltung: Man verzichtet darauf, Literatur verordnen zu wollen, ist sich bewußt, daß man jedenfalls den Kanon mitgestaltet, reflektiert dies und stellt die eigenen Voraussetzungen und Forschungsergebnisse verständlich zur Diskussion, ohne durch kryptische Purzelbäume und unnötige theoretische Handstandüberschläge den eigenen Text zu einer verschleierte Selbstbauchpinselei aufzuputzen. So kann und soll neben dem bisher Arrivierten und Anerkannten auch Vernachlässigtes in den Blick kommen, ist Platz für Sätze und Gegensätze. Eine „offene Literaturwissenschaft“ ist derart auch interdisziplinär und interkulturell offen, ist dem Literaturbetrieb, dem „Kulturleben“ und insgesamt der sog. Öffentlichkeit gegenüber offen und kann, sich auf eine fundierte Wissenschaftlichkeit stützend, auf Theorie **und** Empirie, u. a. eine Vermittlerrolle spielen, ohne mit dem Mittagsblatt konkurrieren zu wollen.

Wird ein „erweiterter Literaturbegriff“ angewendet, so ist es etwa im Rahmen einer Literaturgeschichte Österreichs<sup>41</sup> möglich, nicht mehr nur einige als „hochstehende“ Literatur geadelte Spitzen komischer Traditionen und

Spielformen an der ästhetisierenden Leine zu halten und promenieren zu führen, sondern darüber hinaus eine Breite, eine Vielfalt komischer Textsorten und auch deren Wirkung darzustellen — z. B. das bisher zu wenig in eben seiner Vielfalt geachtete und beachtete Wiener Volksstück, das im 18. Jahrhundert mit wesentlich differenzierteren Mitteln arbeitet, zweifellos komischer ist als die sächsische Komödie und wegen seiner vordergründigen Körperlichkeit in der dionysisch-orgiastischen Tradition von der Bühne eines „höheren“ Kanons vertrieben wurde.

Ein „erweiterter Literaturbegriff“ erweist sich auch für die Betrachtung der „Gegenwartsliteratur“ von Vorteil. Noch in den siebziger Jahren war die Meinung weit verbreitet, daß für eine germanistische Analyse der unmittelbar zeitgenössischen Literatur die Distanz zu gering sei. Hermann Schlösser hat kürzlich darauf hingewiesen, daß dieses Denk- und Argumentationsmuster im 19. Jahrhundert und in den zwanziger, dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts vorherrschte<sup>42</sup> — was Hans Mayer als „Versagen einer weitgehend in den Gedanken des Kaiserreichs befangenen akademischen Wissenschaft“<sup>43</sup> wertet. Die programmatische „Fremdheit zwischen Geistesgeschichte und Gegenwartsliteratur“<sup>44</sup> tritt z. B. in Friedrich von der Leyen *Deutsche Dichtung in neuer Zeit* (1922) hervor, wo die Gegenwartsliteratur nicht an ihren eigenen Ansprüchen und Konzepten, sondern mit Wertmaßstäben vergangener Zeiten gemessen wird. Schlösser erläutert, „daß die Gegenwart für von der Leyen und andere Historiker konservativer Grundhaltung keinen positiven Eigenwert beanspruchen konnte“. Sie

galt lediglich als finsternes Durchgangsstadium zwischen einer glänzenden Vergangenheit und einer leuchtenden Zukunft, die sich alter Werte wieder besinnen wird. Bis dahin aber sollte die Aufgabe des Historikers darin bestehen, im Verein mit anderen „klärenden Mächten“ die tradierten Maßstäbe und Normen durch die Zeit zu tragen und vor der Bedrohung zu bewahren, die nicht zuletzt von der zeitgenössischen Literatur ausging.<sup>45</sup>

Diese „geschlossene Literaturwissenschaft“, der der Gedanke, daß „Nähe zum Gegenstand auch zu einem Erkenntnisgewinn führen könnte, [...] weitgehend fremd“<sup>46</sup> ist, wurde von Walter Benjamin in ihrem „... geile[n] Drang aufs große Ganze“<sup>47</sup> und in ihrer Unfähigkeit, den Forderungen der eigenen Zeit in anspruchsvollem Sinne zu entsprechen, kritisiert. Allerdings, erläutert Schlösser, stand auch Benjamin einer literaturwissenschaftlichen Beschäftigung mit Gegenwartsliteratur „so skeptisch gegenüber wie nur je ein Philologe alter Schule“.<sup>48</sup> Gerade aber von der Position des „mittendrin“ sind auch Aufschlüsse zu erwarten. In meiner Darstellung österreichischer Literatur der achtziger Jahre (*Innerlichkeit und Öffentlichkeit*; 1992) gehe ich eben davon aus: „Weil die Sicht auf die letzten zehn Jahre [...] noch weniger verstellt und verbaut ist, weil hier der ordnende Eingriff noch keine Kästchen geschaffen hat, so daß auch für Literaturwissenschaftler noch der Eindruck von Vielfalt besteht“.<sup>49</sup> Richtig folgert Hermann Schlösser, daß damit „Literaturgeschichte

zum offenen, d. h. prinzipiell unabschließbaren und permanent revisionsbedürftigen Projekt“ wird.<sup>50</sup>

Der „erweiterte Literaturbegriff“ bedeutet keinesfalls ein Abfallen in eine schreckliche kanonlose Zeit, in der, wie oft befürchtet wird, alles gleichgültig, weil gleich gültig sei. Er zeigt vielmehr Differenzen, mindert den Zwang zur Harmonisierung und gibt die Möglichkeit des Vergleiches, der Überprüfung von Werturteilen, begünstigt also geradezu die Beobachtung, daß nicht alles gleich gültig ist.

Im Gegensatz zu Benjamin habe ich nichts dagegen einzuwenden, wenn der Literaturwissenschaftler an Informiertheit mit dem Mittagsblatt konkurrieren kann (das wären gewissenmaßen Mühen der Ebene) — wenn er sich dann im Sinne einer „offenen Literaturwissenschaft“ mit der zeitgenössischen Literatur beschäftigt und nicht von der Höhe seiner Autorität (ab)urteilt. „Literaturwissenschaft hat, will sie sich ernst nehmen“, schreibt Wendelin Schmidt-Dengler 1987, „gerade gegen die Überzeugungskraft der Klischees und Zuordnungen sich durchzusetzen“.<sup>51</sup>

## Anmerkungen

1. Vgl. dazu auch den unten ausführlicher zitierten Beitrag von SCHLÖSSER, HERMANN: *Die Gegenwart zu Geschichte machen? Zur Darstellung des Zeitgenössischen in der Literaturgeschichte*. — In: SCHMIDT-DENGLER, WENDELIN – SONNLEITNER, JOHANN – ZEYRINGER, KLAUS (Hrsg.): *Literaturgeschichte: Österreich. Prolegomena und Fallstudien*. Berlin 1995 (= *Philologische Studien und Quellen* 132), S. 54-63.
2. Vgl. MÜLLER-KAMPF, BEATRIX: *Verspäteter Aufbruch. Zum akademischen Literaturbegriff in Österreich (1945-1980)*. — In: KNAPP, GERHARD P. – LABROISSE, Gerd (Hrsg.): *Wandlungen des Literaturbegriffs in den deutschsprachigen Ländern seit 1945*. Amsterdam 1988 (= *Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik* 27), S. 343-378.
3. Vgl. HEIN, JÜRGEN: *Kanon-Diskussion in Literaturdidaktik und Öffentlichkeit. Eine Bestandsaufnahme*. — In: KOCHAN, DETLEF C. (Hrsg.): *Literaturdidaktik — Lektürekanon — Literaturbetrieb*. Amsterdam, Atlanta 1990 (= *Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik* 30), S. 311-346; folgende Zitate: S. 335 (Hervorhebung Zeyringer). Heins Arbeit basiert auf Literaturlisten von 17 Germanistischen Instituten in West-Deutschland, ferner aus Zürich und den USA-Universitäten Oregon und Washington. Vgl. in diesem Band auch die Beiträge von BÖHLER, MICHAEL: *Der Lektürekanon in der deutschsprachigen Schweiz. Eine Problemskizze* (S. 9-63); HOLZNER, JOHANN: *Kanon-Diskussion und Kanon-Destruktion in Österreich* (S. 113-135) und DONNENBERG, JOSEF: *Kanon? Zeichen setzen! Kanon-Problem und Kanon-Revision in Österreich. An Beispielen*. (S. 137-162).
4. Ebda, S. 335.
5. Vgl. z. B. GRAWE, CHRISTIAN: *Der Lektürekanon der Germanistik als Fremdsprachendisziplin: Grundsätzliche und praktische Überlegungen*. — In: WIERLACHER, ALOIS (Hrsg.): *Fremdsprache Deutsch. Grundlagen und Verfahren der Germanistik als Fremdsprachenphilologie*. Bd. 2. München 1980 (= UTB 913), S. 358-386, bes. S. 362; KRUSCHE, DIETRICH: *Vermittlerrelevante Eigenschaften literarischer Texte*. — In: WIERLACHER, ALOIS (Hrsg.): *Das Fremde und das Eigene. Prolegomena zu einer interkulturellen Germanistik*. München 1985, S. 413-433, bes. S. 414.
6. KRUSCHE, DIETRICH: *Die Kategorie der Fremde. Eine Problemskizze*. — In: *Fremdsprache Deutsch* (Anm. 5), Bd. 1 (= UTB 912), S. 53.

7. Vgl. ZEYRINGER, KLAUS: „Aus-Wahl-Verwandtschaften“ — Ein Literaturkanon. Zur Germanistik an französischen Universitäten. — In: *Info DaF* 1/1991, S. 40-54. Vgl. dazu die Untersuchungen zur „internationalen Germanistik“ von FREY, EBERHARD: Rezeptionsforschung in der Didaktik deutscher als fremder Literatur. — In: *Fremdsprache Deutsch* (Anm. 5) Bd. 2, S. 438-458. Ähnliche Beobachtungen z. B. auch bei RUTHNER, CLEMENS: *Auf der anderen Seite. Zur (ausgegrenzten) Phantastik unter besonderer Berücksichtigung Österreichs*. — In: SCHMIDT-DENGLER, WENDELIN - SONNLEITNER, JOHANN - ZEYRINGER, KLAUS (Hrsg.): *Die einen raus — die anderen rein. Kanon und Literatur. Vorüberlegungen zu einer Literaturgeschichte Österreichs*. Berlin 1994 (= *Philologische Studien und Quellen* 128), S. 95-111.
8. GROßKLAUS, GÖTZ - WIERLACHER, ALOIS: *Zur kulturpolitischen Situierung fremdsprachlicher Germanistik, insbesondere in Entwicklungsländern*. — In: *Fremdsprache Deutsch* (Anm. 5), Bd. 1 (Anm. 6), S. 97.
9. In diesem Abschnitt (wie auch im Abschnitt 6) folge ich im wesentlichen SCHMIDT-DENGLER, WENDELIN - ZEYRINGER, KLAUS: *Die einen raus — die anderen rein. Zur Problematik des Kanons in der österreichischen Literatur*. — In: *Die einen raus* (Anm. 7), S. 9-18.
10. SCHWEIKLE, GÜNTHER: *Kanon*. — In: SCHWEIKLE, GÜNTHER - SCHWEIKLE, IRMGARD (Hrsg.): *Metzler Literatur Lexikon. Stichwörter zur Weltliteratur*. Stuttgart 1984, S. 220.
11. BUCK, GÜNTHER: *Literarischer Kanon und Geschichtlichkeit* (Zur Logik des literarischen Paradigmenwechsels). — In: *DVjs* 57/1983, S. 352.
12. BAUR, ÜWE: *Prozesse der Kanonisierung österreichischer Literatur*. — In: *Die einen raus* (Anm. 7), S. 204.
13. KAYSER, WOLFGANG: *Das sprachliche Kunstwerk. Eine Einführung in die Literaturwissenschaft*. 20. Aufl. Tübingen - Basel 1992 (Erstausgabe 1948).
14. Ebda, S. 12 (Hervorhebung Zeyringer). Vgl. dazu STRUBE, WERNER: *Analytische Philosophie der Literaturwissenschaft. Untersuchungen zur literaturwissenschaftlichen Definition, Klassifikation, Interpretation und Textbewertung*. Paderborn u. a. 1993 (= *Explicatio*), S. 27: „Zu sagen, ein Text sei ein literarisches Kunstwerk, heißt in der Regel ja nicht nur, ihm eine Eigenschaft zuzuschreiben oder ihn einzuordnen, sondern auch und vor allem: ihn auszuzeichnen mit einem Ehrentitel.“
15. Alle Zitate: Ebda, S. 12.
16. Ebda, S. 14.
17. Vgl. GREINER, BERNHARD: *Die Komödie. Eine theatralische Sendung: Grundlagen und Interpretationen*. Tübingen 1992 (= UTB 1665).
18. Vgl. KOBERSTEIN, AUGUST: *Grundriß zur Geschichte der deutschen National-Literatur*. Leipzig 1827, S. 1.
19. BATTS, MICHAEL S.: *Zum Begriff der Literatur und der Literaturgeschichte*. — In: VOßKAMP, WILHELM - LÄMMERT, EBERHARD (Hrsg.): *Historische und aktuelle Konzepte der Literaturgeschichtsschreibung. Zwei Königskinder? Zum Verhältnis von Literatur und Literaturwissenschaft*. Tübingen 1986 (= *Kontroversen, alte und neue* 11), S. 87. Vgl. dazu ARNTZEN, HELMUT: *Die Sprache der Literaturwissenschaft als Anpassungsversuch*. — In: GRIESHEIMER, FRANK - PRINZ, ALOIS (Hrsg.): *Wozu Literaturwissenschaft? Kritik und Perspektiven*. Tübingen 1991 (= UTB 1640), S. 71: „Spätestens seit der Scherer-Zeit ist die Literaturwissenschaft abrichtbar geworden [...], vor allem, weil sie sich ihr Bewußtsein sowohl von dem, was Wissenschaft sei, wie auch von dem, als was Literatur aufzufassen sei, von außen vorschreiben, weil sie sich fremdbestimmen ließ.“
20. HOHENDAHL, PETER UWE: *Von der politischen Kritik zur Legitimationswissenschaft. Zum institutionellen Status der Literaturgeschichte nach 1848*. — In: BÜRGER, PETER (Hrsg.): *Zum Funktionswandel der Literatur*. Frankfurt/M. 1983 (= *es* 1157, *NF* 157), S. 211.
21. CONRADY, KARL OTTO: *Illusionen der Literaturgeschichte*. — In: CRAMER, THOMAS (Hrsg.): *Literatur und Sprachen im historischen Prozeß. Vorträge des deutschen Germanistentages Aachen 1982*. Bd. 1: *Literatur*. Tübingen 1983, S. 11-31, Zitat: S. 15. In den Ausführungen über Benno von Wiese folge ich im wesentlichen Conrady.

22. Zitiert nach ebda, S. 16.
23. WIESE, BENNO VON: *Dichtung und Volkstum*. Frankfurt/M. 1934 (= Deutsche Schriften zur Wissenschaft 2), S. 17. Zitiert nach CONRADY (Anm. 21), S. 16.
24. Vgl. STRALLHOFER-MITTERBAUER, HELGA: *NS-Literaturpreise für österreichische Autoren. Eine Dokumentation*. Wien - Köln - Weimar 1994 (= Literatur in der Geschichte, Geschichte in der Literatur 27), S. 41-45, besonders S. 45, Zitat: S. 42.
25. WIESE, BENNO VON: *Ist die Literaturwissenschaft am Ende?* — In: FAZ, 13. Oktober 1973. Zitiert nach CONRADY (Anm. 21), S. 16.
26. PFAU, DIETER - SCHÖNERT, JÖRG: *Probleme und Perspektiven einer theoretisch-systematischen Grundlegung für eine „Sozialgeschichte der Literatur“*. — In: HEYDEBRAND, RENATE VON - PFAU, DIETER - SCHÖNERT, JÖRG (Hrsg.): *Zur theoretischen Grundlegung einer Sozialgeschichte der Literatur. Ein struktural-funktionaler Entwurf*. Tübingen 1988, S. 5.
27. Ebda (Hervorhebung Zeyringer).
28. STRUBE (Anm. 14), S. 54.
29. CONRADY (Anm. 21), S. 27.
30. PRINZ, ALOIS: *Von einem der auszog ... Versuch, auf die Frage nach dem Verhältnis von Literatur und Wissenschaft mit Gottfried Keller eine Antwort zu finden*. — In: *Wozu Literaturwissenschaft?* (Anm. 19), S. 325.
31. Vgl. ZEYRINGER, KLAUS: „Geistvolle Satire“ und/oder „grobschlächtiges Konglomerat tendenziöser Anekdoten“? Zu Voltaires „Candide“ und Johann Pezzls „Faustin“. — In: *arcadia* 2/1990, S. 144-159.
32. Vgl. LÄNGLE, ULRIKE: *Felder Franz Michael, François Michel, Ferenc Mihály etc. (1839-1869)*. — In: *Die einen raus* (Anm. 7), S. 19-39.
33. HEISE, HANS-JÜRGEN: *Von Maklern und Machern. Über den Aktualitätenmarkt des Literaturbetriebes*. — In: ARNOLD, HEINZ LUDWIG (Hrsg.): *Literaturbetrieb in der Bundesrepublik Deutschland. Ein kritisches Handbuch*. 2., völlig veränderte Auflage. München 1981, S. 286.
34. SCHMID, GEORG: *Reserve/Regreß/Repression. Axiome zur historischen Entwicklung der „literarischen Moderne Österreichs“ nach 1945*. — In: BARTSCH, KURT - GOLTSCHNIGG, DIETMAR - MELZER, GERHARD (Hrsg.): *Für und wider eine österreichische Literatur*. Königstein/Ts. 1982, S. 79.
35. MUSCHG, ADOLF: *Erlaubt ist, was gelingt. Der Literaturwissenschaftler als Autor*. — In: *Wozu Literaturwissenschaft?* (Anm. 19), S. 163.
36. Vgl. SONNLEITNER, JOHANN: *Die Geschäfte des Herrn Robert Hohlbaum. Die Schriftstellerkarriere eines Österreicherers in der Zwischenkriegszeit und im Dritten Reich*. Wien - Köln 1989 (= Literatur in der Geschichte, Geschichte in der Literatur 18).
37. LAERMANN, KLAUS: *Die Lust an der Unklarheit und die Schmerzgrenzen des Verstehens. Dunkelheit als Erfolgsgrundlage in den Geisteswissenschaften*. — In: *Wozu Literaturwissenschaft?* (Anm. 19); alle Zitate: S. 86.
38. WILLEMSEN, ROGER: *Tragödien der Forschung. Über eine Literaturwissenschaft ohne Literatur*. — In: *Wozu Literaturwissenschaft?* (Anm. 19), S. 58.
39. Vgl. JOHNSTON, WILLIAM M.: *Das Prokrustesbett österreichischer Identität in der Literatur. Wider einen geschlossenen Literaturkanon*. — In: *Für und wider* (Anm. 34), S. 43-52.
40. Vgl. WEISS, WALTER: *Das Salzburger Projekt einer österreichischen Literaturgeschichte. Konzepte und Probleme*. — In: *Sprachkunst* 14/1983, S. 56-66.
41. Vgl. dazu auch: *Literaturgeschichte: Österreich* (Anm. 1).
42. Vgl. SCHLÖSSER (Anm. 1).
43. MAYER, HANS: *Einleitung*. — In: MAYER, HANS (Hrsg.): *Deutsche Literaturkritik. Vom Kaiserreich bis zum Ende der Weimarer Republik (1899-1933)*. Frankfurt/M. 1978, S. 31.
44. Vgl. KÖNIG, CHRISTOPH: *Blättern statt Entscheiden. Von der Fremdheit zwischen Geistesgeschichte und Gegenwartsliteratur im Zeitraum 1910-1925*. — In: IWASAKI, EIJIRO (Hrsg.):

*Begegnung mit dem „Fremden“. Grenzen — Traditionen — Vergleiche.* München 1991  
(= Akten des VIII. Internationalen Germanistenkongresses 6) S. 53-58.

45. SCHLÖSSER (Anm. 1), S. 55.
46. Ebda, S. 56.
47. Walter Benjamin nach: SCHLÖSSER (Anm. 1), S. 56.
48. Ebda, S. 58.
49. ZEYRINGER, KLAUS: *Innerlichkeit und Öffentlichkeit. Österreichische Literatur der achtziger Jahre.* Tübingen 1992, S. 9.
50. SCHLÖSSER (Anm. 1), S. 58.
51. SCHMIDT-DENGLER, WENDELIN: *Gelerntes Verdrängen. Zu einem Verhaltensmuster in der österreichischen Literaturwissenschaft nach 1945.* — In: *Freibord* (Wien) (1987) 57, S. 15.

